

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Ewen Elvestad.

(Fortsetzung.)

„Wir haben längst gegessen,“ sagte er. „Aber ich wollte dich nicht stören.“

„Ich brauche vorerst nichts zu essen,“ erwiderte der Delektiv. „Nur eine Tasse Schokolade möchte ich gern haben.“

Krag schritt einigemal im Zimmer auf und ab.

„Hast du die Sache überdacht?“ fragte der Rittmeister.

„Ja.“

„Hast du herausgefunden, wer der Mörder ist?“

„Ich glaube ja.“

„War es ein und derselbe, der den Oberst und den Advokaten niederschlug?“

„Ein und derselbe.“

„Hält er sich noch immer hier in der Gegend auf?“

„Wenn der, den ich meine, der richtige ist, dann hält er sich noch immer hier in der Gegend auf.“

„Wo?“

„In unserer allernächsten Nähe.“

„Und er ist noch immer ebenso gefährlich?“

„Er ist immer noch ebenso gefährlich. Lieber Freund, hast du einen Revolver?“

Der Rittmeister zog eine der Schubläden seines Schreibtisches heraus. Drinnen bligte ein Browningrevolver.

„Das ist gut,“ meinte Krag. „Aber du tätest am besten, ihn bei dir zu tragen. Dann hat man ihn stets in der Nähe.“

Der Rittmeister lächelte überlegen.

„Was sollte mir denn in dieser friedlichen Gegend geschehen? Ich habe mich in Indien nicht gefürchtet, und ich fürchte mich hier auch nicht.“

„Stecke den Revolver ein, das verlange ich,“ sagte Krag. „Und wenn du die Gefahr kommen siehst, dann schieße, schieße sofort!“

„Man kann also die Gefahr sehen, ehe sie über einen kommt?“ fragte der Rittmeister, während er den Revolver in die Tasche steckte.

„Das glaube ich bestimmt. Beide, der alte Oberst wie der Advokat sind ja wie wilde Tiere dem Wald zugejagt worden, ehe ihnen das geheimnisvolle Wesen den Schlag verfezte. Zündest du es nicht sonderbar, daß beide dem Walde zugeflohen sind, statt über das freie Feld oder den Häusern zuzulaufen? Wenn jemand einem Mörder zu entkommen trachtet, ist es nicht gerade das gewöhnliche, daß er in den tiefen, finstern Wald läuft. Das ist mir gleich als ein sehr merkwürdiger Umstand aufgefallen, aber ich habe zuerst kein besonderes Gewicht drauf gelegt. Ich dachte, es könnte Zufall sein. Jetzt sehe ich, daß es keineswegs ein Zufall war. Im Gegenteil, gerade dieser Umstand macht mir die ganze Sache erklärlich, psychologisch erklärlich.“

„Was hast du zu tun im Sinn?“ fragte der Rittmeister.

„Asbjörn Krag lächelte auf sonderbare Weise.“

„Heute bin ich es, der spazieren gehen will,“ sagte er.

Er ging ans Fenster und blickte hinaus. Es fing bereits an zu dämmern, aber die Luft war vollkommen klar. Man konnte die Dächer in den Fenstern des Dorfes blinken sehen.

„Klares Wetter,“ murmelte Krag. „ganz klares Wetter. Dennoch, lieber Freund, mußt du mir deinen gelben Gummimantel borgen. Ich habe draußen im Flur einen hängen sehen.“

„Was zum Henter willst du bei diesem Prachtwetter mit einem Regenschirm?“

„Gib ihn mir her. Die andern beiden sind auch im Regenschirm überfallen worden. Ich wünsche ebenfalls in einem gelben Gummimantel zu sterben.“

Als er den Regenschirm erhalten hatte, sagte er:

„Vielen Dank! Jetzt gehe ich.“

„Allein?“

„Ganz allein. Das geheimnisvolle Wesen greift nur einzelne Menschen an,“ erwiderte Krag, indem er der Türe zuschritt.

20. Kapitel.

Das zerschmetterte Fenster.

Der Rittmeister hielt seinen Freund noch einmal auf. „Wohin willst du?“ fragte er mit gerunzelten Brauen.

„Ich habe kein bestimmtes Ziel für meinen Spaziergang.“

„Zum Kaufmann?“

„Durchaus nicht.“

„Zum Amtsrichter oder zum Amtsvorsteher?“

„Auch nicht.“

Krag blieb mit einem nachdenklichen Ausdruck auf dem Gesicht an der Türe stehen. Er deutete mit der Hand nach Osten.

„Wenn ich irgendwo hingeh, dann gehe ich in dieser Richtung,“ sagte er.

Der Rittmeister fühlte sich von einer merkwürdigen Bewegung ergriffen. Er verstand, was sein Freund meinte.

„Zu ihr?“ fragte er.

„Das ist noch nicht sicher. Soll ich vielleicht Grüße von dir bestellen?“

„Nein!“ erwiderte der Rittmeister hart. „Ich habe ihr nichts zu sagen, ehe sie selbst gesprochen hat. Aber du kannst ihr erzählen, daß du mich gesehen hast und daß ich noch am Leben bin.“

Ein bitteres Lächeln legte sich um seinen Mund. Asbjörn Krag nickte.

„Gut, wenn ich sie treffen sollte, werde ich ihr mitteilen, daß du noch am Leben bist,“ sagte er. „In zwei Stunden bin ich wieder da.“ Krag sah nach der Uhr. „Jetzt ist es neun Uhr. Bis elf Uhr bin ich zurück.“

„Soll ich auf dich warten?“

„Ja.“

„Und wenn du bis elf Uhr nicht da bist?“

Asbjörn frag überlegte.

„Wenn ich bis elf Uhr nicht da bin, so warte bis zwölf Uhr,“ sagte er.

„Und wenn du auch bis zwölf Uhr nicht zurück bist?“

Der Detektiv wurde plötzlich sehr ernst. Er ging auf seinen Freund zu und ergriff dessen Hand.

„Wenn ich bis Mitternacht nicht da bin, so bedeutet das Gefahr,“ antwortete er nachdrücklich. „Dann mußt du sofort deine Leute aufbieten. Du mußt dem Amtsrichter Botenschaft senden und die Bauern zusammentrommeln.“

„Wozu sollen alle diese Menschen zusammengerufen werden?“

„Um nach mir zu streifen. Dann bin ich mit dem geheimnisvollen Wesen zusammengestoßen, das den Advokaten umgebracht hat und um ein Haar auch den alten Oberst Holger umgebracht hätte. Dann muß die ganze Gegend abgesucht werden. Geht über die Felder und Wiesen, bildet im Walde Ketten und ruht nicht eher, als bis ihr mich, tot oder lebendig, gefunden habt.“

Der Rittmeister erschraf sichtlich über diese ersten Worte.

„Und du willst dennoch allein gehen?“ fragte er. „Wenn ich mitginge, dann wären doch noch zwei kräftige Arme und ein sicherer Revolver mehr dabei.“

„Einer allein kann vielleicht etwas zu sehen bekommen, zwei werden jedenfalls nichts erkunden,“ erklärte Krag. „Und ich habe mich nun einmal entschlossen, allein zu gehen. Ich freue mich der Gefahr, und ich habe keine Lust, sie mit jemand zu teilen. Darin bin ich selbstsüchtig. Aber vergiß nicht, wenn ich bis zwölf Uhr nicht zurück bin, dann komme ich vielleicht gar nie mehr.“

Mit diesen Worten entfernte er sich. Der Rittmeister mochte nicht noch einen Versuch machen, ihm seine Gesellschaft aufzudrängen; er kannte seinen Freund zu gut, als daß er nicht gewußt hätte, wie nutzlos das gewesen wäre. Er lauschte auf seine Schritte, die allmählich draußen verklungen.

Der Rittmeister war sichtlich nervös geworden. Das Unheimliche bei dieser Geschichte hatte sich schwer auf ihn gelegt und hatte ihn verwirrt. Gefährliche und nervenerregende Erlebnisse waren ihm nicht fremd, aber etwas so Unheimlichem hatte er noch nie gegenübergestanden.

Daß wirklich eine Gefahr vorhanden war, konnte er aus Krag's Auftreten mit Sicherheit entnehmen. Der zur Unfähigkeit verurteilte Rittmeister fühlte sich unsicher und nervös. Wenn er sich nicht durch Asbjörn Krag's Anordnungen gebunden gefühlt hätte, wäre er ihm am liebsten nachgelaufen.

Um sich die Zeit zu vertreiben, ging er in das kleine Kabinett, in dem Krag nachgedacht hatte. Noch immer zogen dicke Rauchwolken an den Wänden hin; allein der Rittmeister fühlte sich in der schweren Luft ruhiger und legte sich aufs Sofa. Der Diener brachte ihm Whisky und Zigaretten, und die Rauchwolken verdichteten sich. Eine halbe Stunde verging. Plötzlich fährt der Rittmeister auf. Er meint, vor dem Hause ein Geräusch zu hören; es klingt wie Tasten und Atmen und vorsichtige Schritte im weichen Gras. Das schwache Geräusch bewegt sich um Haus und hört unter den Fenstern seines Arbeitszimmers auf.

„Sollte am Ende Asbjörn Krag schon zurück sein?“ dachte der Rittmeister, aber im nächsten Augenblick mußte er diesen Gedanken wieder fallen lassen. Sein Freund brauchte sich doch nicht wie ein Dieb an den Wänden entlang zu schleichen, wenn er ins Haus wollte. Oder sollte es am Ende der Unbekannte sein, der böse Geist der Umgegend?

Unter gewöhnlichen Umständen hätte der Rittmeister dieses Geräusch gar nicht beachtet. Möglicherweise war ja nur einer von den Leuten, vielleicht der Verwalter, draußen und tastete sich durch die Dunkelheit. Aber das Gefühl des Unheimlichen hatte ihn nun einmal in den Klauen.

Der Rittmeister war jedoch ein mutiger Mann, und halb im Weger darüber, daß er wirklich erschrocken war, stand er auf, um nach der Ursache des Geräusches zu forschen. Er tat ein paar Schritte auf die Türe zu, da stockte sein Fuß.

Eines von den Fenstern seines Arbeitszimmers wurde in Stücke geschlagen. Klirrend fielen die Scherben auf den Fußboden.

Der Rittmeister griff in die Tasche nach seinem Revolver und stürzte in sein Arbeitszimmer.

Er hatte erwartet, einen Menschen drinnen zu finden, allein das Zimmer war leer. Ueber seinen ganzen Schreibtisch lagen die Splitter von den zerbrochenen Scheiben zerstreut. Der eine Fensterflügel war zertrümmert. Ein mehr als gewaltiger Schlag mußte gegen das Fenster geführt worden sein.

Draußen vor dem Fenster ließ sich ein schwaches Geräusch vernehmen. Es klang beinahe, wie mehrfache flüchtige Fußtritte in der Ferne.

Der Rittmeister lief ans Fenster und schoß auf gut Glück seinen Revolver ins Dunkel hinein ab. Dann zog er sich ins Innere des Zimmers zurück und wartete, was geschehen werde.

Wer in den ersten Minuten geschah nichts; dann vernahm er Schritte uns Haus her. Das waren seine Dienstleute, die, von dem Lärm aufgeschreckt, jetzt von allen Seiten zusammenliefen.

Der Rittmeister klingelte. Sein Diener kam und hatte vor Schreck ganz aus den Höhlen gequollene Augen.

„Rufe den Verwalter!“ befahl der Rittmeister. „Bläß vor Erregung trat der Verwalter ein.“

„Was ist Schlimmes geschehen?“ fragte er und warf dann einen erschrocken Blick auf den Revolver in des Rittmeisters Hand, und einen zweiten auf das zerschmetterte Fenster.

„Hier ist nichts Schlimmes geschehen,“ antwortete der Rittmeister. „Rufen Sie die Leute zusammen.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Gießener Pädagoge vor 300 Jahren.

Am 10. September.

Am 10. September vor 300 Jahren, am Vorabend sozusagen des 30jährigen Krieges, schloß ein junger Gießener Professor die Augen zum ewigen Schlummer, der seinerzeit viel zum Glanz der Universität beigetragen und es wohl verdient hat, daß wir uns auch heute noch seines Geistes und seines Fleißes erinnern. Christoph Helwig war als Professor des Griechischen und der orientalischen Sprachen an die neu gegründete Universität berufen worden und übernahm dann 1610 eine theologische Professur. Hauptächlich aber liegt seine Bedeutung auf dem Gebiete der Pädagogik. Er wurde als Sohn des Sprenglinger Pfarrers 1581 geboren. Seine ungewöhnliche Begabung zeigte sich so bald, daß er schon im 14. und 15. Lebensjahre lateinische, griechische und deutsche Verse schrieb und zu seiner Lebung das gewöhnliche Sonntagsevangelium ins Hebräische übersetzte. Er hat alle diese Sprachen und später auch noch Chaldäisch und Syrisch beherrscht. In hebräischer Sprache vermochte er sogar mit den gelehrten Frankfurter Juden über Glaubensfragen öffentlich zu disputieren. Er hatte erst bei seinem Vater gelernt; dieser schickte ihn aber dann nach Frankfurt in die Schule, damit er nicht, wie sein Kollege Winkelman in der Gedendrede (*Oratio funebris*, April 1618) erzählt, zum Menschenfeind würde. Mit 14 Jahren wurde er auch schon Bakkalarius und mit 18 Jahren Magister. Die erste Würde erwarb man sich damals nach ein- bis zweijährigem Studium in der philosophischen Fakultät als untersten akademischen Grad. Die Magisterwürde, die dann etwa unserem Dokortitel entsprach, war die Voraussetzung für das eigentliche Fachstudium in den anderen Fakultäten. Mit 20 Jahren war Helwig Professor des Griechischen und Lateinischen in Marburg. Da kam es bekanntlich zwischen der Hesse-Kasselschen und der Hesse-Darmstädtischen Linie zum Streit über die Verwaltung der Universität des Glaubens halber. Landgraf Ludwig der Getreue gründete 1605 in der etwa 3000 Einwohner zählenden Festung Gießen, absichtlich in der Nähe Marburgs, die neue Universität, die nun zugleich eine Festung des reinen Lutherthums sein sollte. Da fand denn auch Christoph Helwig seinen Platz. Mit der Universität verbunden (auch schon räumlich im alten Rathaus) war das Pädagogium, der Vorläufer des Gymnasiums. Die Mitglieder des letzteren, Lehrer wie Schüler, bildeten mit den Mitaliedern der Universität zusammen eine Art eigener politischer Gemeinde, die nur in Sachen der Blutsgerichtsbarkeit dem Festungskommandanten unterstand. In dieser Gemeinde blühte nun damals ein besonders lebhaftes pädagogisches Interesse. Einmal galt es, der neu gegründeten Universität zum geeigneten geistigen Nachwuchs zu verhelfen. Man wollte Marburg überflügeln, was auch in kurzer Zeit gelang. Man wollte ferner aber auch dem lutherischen Glauben im Kampfe gegen Katholizismus und Calvinismus recht leistungsfähige Vorkämpfer erziehen. Und hierin begegnete man sich mit dem vielberühmten und vielumstrittenen Pädagogen Ratte, der gerade in jener Zeit 1612 anlässlich der Kaiserwahl nach Frankfurt a. M. kam und seine neuerfundene Lehrart anpries. Er war der Uebersetzung, daß man zu einer einträglichen Religion wieder kommen werde, sobald man nur auf Grund genauer Sprachkenntnisse die Bibel richtig zu lesen verstände. Daraus erklärt sich der hohe Wert,

den er auf das rasche Erlernen des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und anderer Sprachen legte. Beide Gesichtspunkte wärten Christoph Helwig entsprechend seinen eigenen Anlagen und Interessen anziehend. Dem Pädagogischen bewies er auch schon vor der Bekanntschaft mit Ratke lebhaften Eifer. Für das Bardagogium wurden damals von verschiedenen Gießener Professoren Lehrbücher geschrieben. Helwig hatte bereits 1606 die unter dem Titel „Gießener Grammatik“ berühmte lateinische Sprachlehre verfaßt, die noch bis 1769 in Gebrauch gewesen ist. 1608 hatte er ihr eine hebräische Grammatik und in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen Bachmann eine lateinische Poetik folgen lassen. 1610 erschien seine Anweisung zum Verseinrichten in griechischer Sprache. Auf das Reden und Versmachen in den alten Sprachen legte die damalige Schulerziehung großen Wert. Man begreift bei dieser Tätigkeit Helwigs, daß er sehr bald durch die von Ratke ausgehende Bewegung mitgerissen wurde. Ratke kam auch persönlich nach Gießen, und dann hatte der Landgraf Ratkes Memorial den Gießener Professoren zur Beurteilung zugehen lassen. Neben seinem Amtsgenossen Jung arbeitete nun Helwig längere Zeit mit Ratke zusammen, erst in Frankfurt, dann in Augsburg. Jung bearbeitete das Gebiet der Mathematik, der Dialektik und Metrik, Helwig gerade das für Ratkes System so wichtige Gebiet der Sprachen, voran der orientalischen. An Spott hat es den beiden eifrigen Gießenern nicht gefehlt, weil sie sich einem noch nicht einmal durch akademische Grade beglaubigten Schwärmer unterordneten und für ihn A B C-Bücher verfaßten. Sie hoben aber dann ihrerseits das allgemeine Verständnis für die neue Pädagogik durch einen Bericht, der mit demjenigen zweier Jenaer Professoren zusammen erschien. Was Helwig für die Sache Ratkes und für die Pädagogik überhaupt geleistet hat, stellt Professor Siebeck in seiner gründlichen Studie in der Universitätsfestchrift von 1907 (Band II, Seite 293 ff.) dar. In den oben erwähnten Hauptgesichtspunkten tritt die Begeisterung für viele Einzelheiten der Ratkeschen Lehraufsicht hinzu, so für Gedanken wie: die Schüler nichts Unverständliches auswendig lernen zu lassen; sie gleich an die Sache (was freilich damals nur so viel bedeutete, wie gleich an den lateinischen Autor) heranzuführen; zunächst die Muttersprache zu pflegen, die sich mit dem Griechischen und Hebräischen besser reime als das Lateinische, und worin auch alle freien Künste und Wissenschaften erst gelehrt werden könnten, ehe man solche in fremden Sprachen lehre. Das Zusammenarbeiten mit Ratke, für welches Helwig und Jung vom Landgrafen beurlaubt waren, fand freilich ein unliebsames Ende durch bitteres Bervohlsein. Wenn in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ die Andeutung gemacht wird, als ob auch Helwig ein Teil der Schuld trage, so hat dieser Vorwurf wenig sachlichen Boden. Worüber sich Helwig beklagt, das ist Ratkes Herrschsucht und Geheimnisfrämerei, Eigenschaften, die dem ganzen Wesen der Sache wenig entsprachen und die Ratke überall mit seinen Plänen scheitern ließen. Auch kam Helwig wirklich nicht nur als Schüler, sondern von vornherein mehr als verständnisvoller, begeisteter Mitarbeiter zu Ratke, und es war des letzteren Vorwitz, eine so wertvolle Kraft nicht besser benützt zu haben. In soliden Kenntnissen und sittlichem Ernst übertraf jedenfalls Helwig den berühmten Pädagogen, und als friedfertige Natur wird er nicht nur in der Oratio hincbris geschildert. 1614 nach Gießen heimgekehrt, führte dann Helwig das inzwischen Gelernte in seinen dortigen Wirkungskreis ein, während sein Amtsgenosse Jung nach Lübeck ging. Es wurden ihm aus den drei unteren Klassen des Bardagogiums 20 Schüler, dazu einzelne Stadtschüler und Professorenkinder anvertraut, die von dem Pädagogischen Medikus täglich 3 Stunden nach Helwigs Anleitung im Lateinischen unterrichtet wurden. Der Erfolg war günstig, und nun schickte der Landgraf auch andere Lehrer zu Helwig, daß sie bei ihm lernen sollten. Von über-eifriger pädagogischer Arbeit sind die wenigen letzten Jahre Helwigs erfüllt. Er gab Luther's Vermahnungen an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte mit einem „Nachbericht“ neu heraus, welsch letzterer auf den damals in Verhören weilenden berühmten Pädagogen Amos Comenius besonderen Eindruck machte. Helwig ist wohl auch der Verfasser der „Anleitung in der Lehr-Kunst W. Ratichii“. Neben der eigenen Lehrtätigkeit arbeitete er noch an neuen Grammatiken. Hatte Ratke in dem Mittelpunkt des Latein-Unterrichts den Terzium gestellt, so erschien das Helwig wegen des vielfach anstößigen Inhalts bedenklich. Deshalb gab er 1616 seine Colloquia familiaria, ein lateinisches Gesprächs- und Lesebuch heraus, das nach den Gesprächsbüchern der großen Humanisten Erasmus und Boves zusammengestellt ist. Bis zum Ende des Jahrhunderts war diese Gesprächsammlung das Hauptlehrbuch der Gießener Gymnasien. (Man vergleiche hierzu Meijers „Geschichte des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums zu Gießen“ in den Beiträgen zur heftigen Schul- und Universitäts-geschichte, Band I S. 315 ff.). In allen seinen Lehrbüchern kommt es Helwig auf kurze Uebersichtlichkeit an, weshalb er vielfach von der Form der Tabellen Gebrauch macht. Auch für das Geschichtsbuch mußte er so in lateinischen oder deutschen Chroniken brauchbare Unterlagen zu schaffen. Während seine Grammatiken der Zeit vorausreisten, kann man dies freilich von seinen geschichtlichen Lehrbüchern nicht sagen. Hier hält er sich noch an die mittelalterliche Einteilung der Weltgeschichte in vier Weltreiche, gemäß der bekannten Stelle im Propheten Daniel, Kap 2, 31 bis 45. Die Zeit von der Erschaffung der Welt bis zur Sündflut wird als

eine Periode für sich vorangestellt. So wird also die absolute Zeitrechnung auch hier noch zugrunde gelegt, trotzdem damals schon durch Wolfenbüttel eine richtigere Teilung und Auffassung der Weltgeschichte sich anbahnte. Immer noch steht bei Helwig die deutsche Kaisergeschichte mit der römischen zusammen. Eine Fülle bedeutungsloser Herrschernamen nehmen vielfach den Raum in Anspruch, bloß um den zeitlichen Zusammenhang herzustellen, wie sie und da einmal durch sachliche Notizen oft anekdotenhaften Charakters belebt. So wird das Wort des Polybios übel angewandt, daß man aus der Kenntnis der historischen Einzelheiten wenig für die Gesamtaufassung der Geschichte lernen könne. Scharfsinn und Beseitigkeit beweist aber Helwig selbst noch an diesem trocknen chronologischen Material. Bei der übergroßen Last seiner Arbeit ist ihm die Zeit wohl oft knapp gewesen, so daß Winkelmann in der Gedächtnisrede darüber sagt, die Nacht habe ihm nicht selten nachliefern müssen, was der Tag ihm entzog. Er rühmt weiter, wie Helwig alle seine Lebensbedürfnisse und selbst den Schlaf aufs äußerste eingeschränkt habe. Leider wird er aber auch gerade durch diese Ueberanstrengung seinem Leben ein so frühes Ziel gesetzt haben. Nach seinem Tode ließ das pädagogische Interesse in Gießen rasch wieder nach. Teils waren die Lehrer mit den an sie gestellten höheren Anforderungen bei Beschränkung ihrer Einkünfte unzufrieden, teils und mehr war es der Druck des hundertjährigen Krieges, der nun alle kulturellen Bestrebungen lähmte. Andererseits war doch auch gerade wieder der Krieg damals ein strenger Mahner zu guter Jugendziehung, als dem wichtigsten Mittel des geistigen Wiederaufbaues. Erinnerten wir schon an Amos Comenius, der von den Gießener Pädagogen entscheidende Anregung empfing, so dürfen wir auch der Hamburger Prediger Balthasar Schupp, den tüchtigen Kanzelredner und Schwiegerohn Helwigs, nicht vergessen. Auch seine pädagogischen Gedanken sind vielfach eine Fortsetzung von Helwigs Bestrebungen. Es sei nur an so wichtige Forderungen, wie stärkere Betonung der Muttersprache und Schaffung von Lehrerbildungsinstituten, erinnert. So haben nicht nur Helwigs Lehrbücher den großen Glaubenskrieg und noch ein Jahrhundert mehr überdauert, sondern auch seine allgemeinen pädagogischen Anregungen haben weiter gewirkt und sind zu einer Kraft im Strom der allgemeinen Entwicklung geworden, der auch uns heute noch trägt. Der große Krieg erstattete der Zukunft an wertvollen Theorien wieder, was er der Gegenwart damals an praktischen Möglichkeiten geraubt hat.

Prof. Dr. Streder.

Wie Jngobill ein Gentleman wurde.

Skizze von G. P. a s (Prag).

William Croh, vulgo Jngobill, war ein feiner Kerl, ein keller Kopf, das gaben alle seine Kameraden einmütig zu. Aber zum Gentleman hat ihn doch erst der Krieg gemacht, zu so einem richtigen Gent mit patentem Klack, hohem Hut und einem tüchtigen Guthaben auf der Bank.

Und das ist so zugegangen.

Jngobill hat sich nie viel mit Schulweisheit geplagt, kaum daß er Lesen und Schreiben erlernte. Rechnen konnte er übrigens — muß ihm rein angeboren worden sein. Rechnen konnte er.

Er brachte sich recht und schlecht durch. Mal ein kleiner Taschendiebstahl, mal ein leichter Einbruch, mal fing man einen Hund und verkaufte ihn weiter. Lieferte ihn auch gelegentlich wieder ab, wenn die Belohnung groß genug war. Bei dem Reimen gab es auch zu tun; verlorene Eintrittskarten bringen bis zu dem Viertel des Preises. Natürlich — ein Gent wird man auf diese Art nicht, auch wenn man polizeilich als Hilfsarbeiter gemeldet ist und noch nie erwischt wurde.

Eines zeichnete Bill vor allen seinen Kameraden aus — er war Patriot, glühender Patriot. „Geh mir mit deiner Grifflotte!“ hatte er einem Franzosen, einem schweren Jungen, gesagt. „Ich bin Engländer!“

Als der Krieg ausbrach, schuf sich Jngobill eine neue Spezialität. Er wurde Jngomann und das ist ein Geschäft, das noch etwas trägt. Beim Plündern deutscher Geschäfte, beim Sprengen von Friedensverhandlungen fällt immer etwas ab; hat man zudem einen schleppenden Fuß, dann lassen die Werber einen ungeschoren, man mag „Rache an den Barbaren!“ schreien, so laut man eben will.

Jngobills Weizen blühte, er wuschelte mit der Bleibe, zog müßig in eine respektable Straße und nannte sich mannliche William Croh, Esqu. Agent. Mit dem geregelten Leben kamen ihm auch alle Instinkte der Bürgerlichkeit zurück — er ließ sich ein Konto bei der Bank eröffnen und legte Schilling auf Schilling. Hundertundfünfzig Pfund hatte er gespart, ein Anlagkapital für solidere Geschäfte — Beherei, Wucher oder so. Inbes arbeitete er ruhig weiter im Kleinen, wartete seine Zeit ab und machte sich beim Wegscheln des belgischen Geldes nützlich. Schade nur, daß es so tief im Kurse stand! Billies Klienten verloren tüchtig — Krieg ist Krieg!

Es ist ein schlechter Wind, der niemand Gutes zuecht; Bill wurde immer vermöglicher, je länger das Nordens dauerte. Ein Mann in den besten Jahren, dachte er sich nach dem Frieden orteilhaft zu verheiraten. Es war ja eine Hochkonjunktur in Männern. Und lustig pfeifend ging William Croh Esqu. die Straße hinunter, um nach Geschäften auszuspähen. Er stand fest auf den Füßen, er — hopp! — Nam wäre er doch beinahe gefallen!

Ueber einen harten Gegenstand, der am Rande des Bürgerfreiges lag. Billie bückte sich. Eine große, abgeschabte Brieftasche! Medaunisch verfenkte er sie in den Leberzod.

Als Billie zu Hause, bei schwerriegelter Türe, die Brieftasche untersuchte, hatte er einen schweren Kampf gegen seine schwächeren Regungen zu bestehen. Gegen fünfshundert Pfund in belgischen Banknoten und losem Gelde lagen vor ihm ausgebreitet. Fünfshundert Pfund! Ein Vermögen! Und das sollte er nur so einfach auf die nächste Polizeistation tragen? Und der verda — Belgier würde es mit einem „Danke schön!“ einstecken? Oh dies geschah —

Ruhig, Bill, ruhig! Die Sache will überlegt sein! Respektabilität ist auch ein Kapital; wenn man nun beobachtet hatte, wie er die Tasche einsteckte! Daß der Belgier Lärm schlagen würde, war gewiß. Und dann aber ihre Träume von einer vorteilhaften Heirat! Auch mit den Wechselgeschäften war es alle; wenn einer mal gesehert hat. — Und Billie setzte sein Geld so vorteilhaft um! Eben jetzt lagen weit über hundert Pfund in belgischen Banknoten in seinem Schreibtisch. Das heißt, hundert hatte Billie gegeben, wie viel war nun da?

Billie ging an seinen „Sack“, nahm die Noten heraus und zählte: „Hundert, zehn, zwanzig, zwei und ein halb.“ In vier Wochen! Nein, dies Geschäft durfte er sich nicht verschlagen, es blieb nichts anderes übrig, als —

Wirklich, nichts anderes? Billie edle Bäge strahlten. Er nahm die Briefe, Karten und Rechnungen — vorhin hatte er sie als unwichtig für Seite geschoben —, studierte sie und warf sie perijien ins Feuer. Dann packte er die Banknoten säuberlich wieder in die Tasche. Wieviel er wohl zulegte? Alles, alles! Es würde ja gute Früchte tragen!

Und Billie gelobte sich, sollte dies Geschäft gelingen, auch innerlich den Cent anzuziehen, allwomöglich zur Kirche zu gehen und nie wieder zu fehlen. Das heißt — direkt.

Auf der Polizeistation wurde er, seiner Ehrlichkeit wegen, als Held gefeiert. Und so was macht immer Vergnügen.

„Sie wissen doch,“ sagte der Beamte, „daß die Brieftasche samt Inhalt Ihnen zufällt, sollte sich der Eigentümer in Jahresfrist nicht melden!“

„O Herr, damit ist nicht zu rechnen!“ Der Beamte schrieb die Adresse auf: „William Croß, Esqu. Agent. —“ „irect“, beglückwünschte den „ehrliehen Finder“ noch einmal zu seiner Respektabilität und Bill war entlassen. Es blieben ihm zwar nur knapp fünfzig Pfund auf der Bank, aber Gott würde weiter helfen.

Nach einem Jahre kam der sehnsücht erwartete Brief von der Polizei. Billie Traum hatte sich erfüllt — Brieftasche und Inhalt wurden ihm zugesprochen. Er holte sie persönlich ab und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß sich noch am selben Tage ein belgischer Flüchtling, „ein verdächtiges Individuum“, gemeldet habe, der das Geld für sich reklamierte. Da er aber nur von nicht ganz fünfshundert Pfund — an zwölftausend Franken belgischer Noten und losem Gelde — sprach und außerdem von Briefen, Diskontkarten, Rechnungen sagte, wies man ihn ab. Es waren ja über sechshundertzwanzig Pfund — an dreizehntausenddreihundert Franken — vorhanden!

„Und da ist uns der Gedanke gekommen!“ fuhr der Beamte fort. „Sie müssen im Kasse oder — ja? Also, dort müssen Sie herumgackeln haben, Herr! Der Kerl verlor sich glücklicherweise in der Summe, sonst hätte er Sie richtig um das Geld gebracht!“

„Ich kann wirklich den Mann nicht halten!“ gab Bill bereitswillig zu. „Und verkehre tatsächlich im London-Café, wo es von belgischen Flüchtlingen wimmelt!“

So kam es, daß Jungbill ein richtiger Cent wurde, mit einer patenten Nase, einem hohen Hut und einem tüchtigen Guffhaben auf der Bank, das stetig wächst. „Ehrliehen“ Geschäften geht er nicht aus dem Wege. Er wechselt ausländisches Geld, kauft und verkauft „Wertfachen“ — mein Gott, der Krieg! Nach dem Frieden wird er es nicht schwer finden, eine vorteilhafte Heirat zu machen, denn er ist respektabel, sehr geachtet und stiehlt nicht direkt.

Er geht sonntäglich in die Kirche und will von keinem Frieden mit den „Hummen“ hören.

Vermischtes.

* Kriegsgefangenen- und Internierten-Zeitungen. Hinsichtlich der geistigen Nahrung haben die Kriegsgefangenen es am besten in Deutschland und bei unseren Verbündeten; nirgends gibt es in den Gefangenen- und Interniertenlagern so viele Gefangenenzeitungen wie bei den Mittelmächten, die ihrer Gefangenen auf diese Weise ihr herbes Geschick zu mildern suchen. Man kann, so schreibt Siegbert Salfer in einem Aufsatz über „Lager-Journalistik“ im neuesten Heft der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die Kriegsgefangenen- und Internierten-Zeitungen in vier große Gruppen einteilen. Die von den Kriegsgefangenen selbst in den Lagern hergestellten Blätter sind dabei die denkwürdigsten. Die Gefangenenzet- tungen von Boffen, Ohrdruf, Kuhlleben, Döberitz, Stendal, Göttingen

u. m. a. haben eine ganze Anzahl berartiger Zeitungen entstehen und vielfach erstaunlich schnell auch wieder eingehen. Erwähnt seien „La Gazette du Camp d'Ohrdruf“, die in einem Umfange von vier Seiten wöchentlich erschien und eine Lebensdauer von fast einem Jahre aufweisen konnte; „Des Camps du Danovre“, ein Blatt, das für die Gefangenen dieser Provinz bestimmt war, kam nur einmal heraus, und die handgeschrieben hergestellte Poffener Lagerzeitung „Le Béraut“ erschien nur ein einziges Mal, um sogleich unter dem Namen „L'Echo de Boffen“ in einer Auflage von 300 Stück wieder aufzuerstehen. Aber auch diesmal war ihre erste Nummer auch die letzte, was indessen nicht verhindern konnte, daß sie, voller höher Lebenskraft, unter arabischer Flagge als „El Dschahad“ nochmals auf der Bildfläche erschien. Freundlicher lächelte das Geschick dem „Echo de Baraque de Brückau“, der „Interné de Warshourg“, das eine „garantierter“ Auflage von 1000 Stück anzuweisen hatte, und dem „Echo du Camp de Nam- bahn“, das sechs Seiten stark erschien — eine Seite englisch — und nach zweimonatigem Bestehen bereits eine Auflage von 7500 Stück betrug. Die Blätter des Göttinger Lagers „The Wooden City“ für die Engländer, „Le Camp de Göttingen“ für die Franzosen und „Onze Taal“ für die Holländer sind in drucktechnischer Beziehung besonders hervorzuheben; angeführt seien ferner „In Kuhlleben Camp“, die „Döberitz Gazette“ und das Blatt der Kriegsgefangenen im Lager Etobs in Schottland, die oft erwähnte „Stobstade“. Eine zweite Gruppe bilden viele Zeitungen, die die Behörden herausgeben, um den Gefangenen die Beizereignisse mitzuteilen und ihnen ein Bild von Deutschland, seinem Berufsleben und seiner Kultur zu vermitteln; dahin gehört die österreichische „Medijska“ (Wochenschrift), die Hauptmann Hugo Ragle im Auftrage des k. u. k. Kriegs- ministeriums für die russischen Kriegsgefangenen in Oesterreich- Ungarn herausgibt, das von der Kommandantur des Lagers Ohrdruf gegründete „Journal du Camp d'Ohrdruf“ und der für die russischen Kriegsgefangenen in Deutschland bestimmte „Russische Bote“, ein Blatt, das wöchentlich achtseitig in Spofformat von 42 mal 50 Zentimeter erscheint. Die dritte Gruppe dieser Zeitungen ver- dankt ihre Entstehung wohlthätigen, im Dienst der Kriegsgefangenen tätigen Vereinen, die damit einen doppelten Zweck verfolgen: den Gefangenen geistige Nahrung und ihnen stets hilfsbedürftigen Kasien Mittel zuzuführen. Hierher gehören die „Nouvelles Hebdomadaires“, die Wochenzeitung der Kriegsgefangenen, für die sich in Wien am Rhein eine besondere „Vereinigung zur Herausgabe einer Zeitung für Kriegsgefangene“ gebildet hat und die bereits Anfang 1916 an 40 Gefangenenzet- tungen und an mehr als 100 Arbeitskomman- dos versandt werden konnte. Die vierte Gruppe endlich umschließt die Lagerzeitungen der Internierten. In der Schweiz waren es die Professoren Dr. Wolterred-Brugga und Schultze in Verbindung mit dem Dichter Hermann Hesse, die für unsere dortigen Internier- ten die „Deutsche Internierten-Zeitung“ mit einer eigenen Druck- rei gründeten. Auf der Insel Man waren es die Zivilgefangenen selbst, die für die 40 000 deutschen und österreichisch-ungarischen An- fassen des Lagers Anodoloe eine Zeitschrift unter dem Titel „Quonquo tandem?“ („Wie lange noch?“) schrieben, zeichneten, setzten und druckten. Sie wurde auch von dem Hilfskomitee für Zivilgefangene in Zürich Weihnachten 1916 zu ihrem Gunsten vertrieben.

Büchertisch.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Litera- turfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 15. Septemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Friedrich Schreder: Metaphysik in Myth und Drama; Theodor Heuß: Walter Hasencamp; Raoul Miklos: Chauvinismus in der französi- schen Literatur; Hugo Bieber: Christian Reuter; Georg J. Plotte: Fünf Sturm-Nielsen; Ferdinand Gregori, Lyrische Mischente; — Echo der Zeitungen; — Kurze Anzeigen — Notizen — Nach- richten — Der Büchermarkt.

Zahlenrätsel.

1	2	3	3	4	5	6	5	7	1	8	9	4	Erholung.
2	1	7	5	7	1								ägyptische Gottheit.
3	4	7	1	4									Sinnsvogel.
3	2	1	4	1									biblische Gestalt.
4	1	8	9	4									Baum.
5	4	7	1										Nahrungsmittel.
6	4	5	1	4									Körperteil.
5	2	3	4	2									Titelheld eines Dramas von Shakespeare.
7	1	7	1										ägyptische Gottheit.
1	4	7	6	4									Reinigungsmittel.
8	9	4	6										leitende Persönlichkeit.
9	2	2	4	5									altgriechischer Dichter.
4	5	7	8	9									männlicher Vorname.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer 1

Auflösung des Abstrichrätsels in voriger Nummer, J. m. „To. . . Dist. . . le. . . ben. (Im Tod ist Leben.)